

haben, doch die besser bezahlten Stellen unerreichbar bleiben. Eine große Verlockung, nicht in ein eigentliches Dienstverhältnis zu gehen, welches Wohnung und Verpflegung im Hause der Lohnherrschafft mit sich bringt, liegt für viele heranwachsende Mädchen der unbemittelteren Stände darin, daß sie, wenn sie auf andere Weise, durch Arbeit in den Fabriken, durch Erlernung des Schneidens, Puzmachens zc. Beschäftigung und Lohn finden können, dann selbstständige Verfügung über ihre freie Zeit, besonders an den Sonn- und Feiertagen und an den Wochenabenden, behalten. Aber mit welchen Opfern wird diese Annehmlichkeit erkaufte! Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Jungfrauen, welche als Dienstmädchen verschiedener Art ihre Zeit vom 15. bis 25. Lebensjahre im Hause bez. in der Familie der Dienstherrschafft zubringen, gesünder und kräftiger sind, als die Genossinnen, welche ihre sogenannte Freiheit sehr oft mit Kränklichkeit und Siechtum eintauschen, wozu ein Hauptgrund ist, daß bei denen, welche die ganze Vergütung von Seiten der Lohn- und Arbeitsgeber nur in baarem Gelde erhalten, es mit der Beschaffung einer regelmäßigen, nahrhaften und gesunden Kost gewöhnlich sehr fraglich aussieht. Nun kommt es ebenso im Beamten- als im Bürgerstande gar nicht selten vor, daß eine falsche Scham, eine sonderbare Scheu vor dem angeblichen Verluste des Ansehens die Eltern abhält, ihren heranwachsenden Töchtern das Aufsuchen einer passenden dienstlichen Stellung dringend anzurathen. Und doch läßt sich in solchen Familien die Bilanz des Haushaltes von Jahr zu Jahr schwerer herstellen. Und da wird gedurft und am Nothwendigsten gespart, so schwer es auch manchmal wird, nur um mit den Familien der Nachbarn, Kollegen und Berufsgenossen in der äußeren Erscheinung auf gleicher Linie bleiben zu können! Und da soll nun das Unfertigen von Tapissier- oder Häkelarbeiten, das Feinnähen und Sticken und manch' andere künstliche Handarbeit eine ersehnte Hilfe bringen. Ganz gut in allen den Fällen, wo es nur gilt, einen kleinen Nebenverdienst, einen Zuschuß zum Taschengelde zu erlangen. Schlimm genug aber, wenn mit allem Eifer, nicht bloß in der gewöhnlichen Tages- und Arbeitszeit, sondern auch in späten Nachmittagen, nicht bloß in gesunden Tagen, sondern auch bei fortgesetztem Kränkeln und Unwohlsein doch solche Arbeit getrieben werden muß, weil es sonst in der Familie da und dort am Nothwendigsten fehlt, und weil namentlich der eigene Aufwand für Kleider und Puz, für das standesgemäße Erscheinen in Gesellschaft und in der Deffentlichkeit bestritten sein will. Wie viel bleichsüchtige, hysterische, mehr oder weniger deformirte Töchter giebt es, die in der That sich ihres Daseins mehr erfreuen könnten und nicht einem unvermeidlichen Siechtum des späteren Lebens entgegengehen würden, wenn nicht eine falsche Scham sie abhielte, in ein dienendes Verhältnis zu gehen. Es giebt ein altes Sprichwort: „Dienen ist keine Schande!“ Man möchte jetzt hinzusetzen: „Dienen ist kein Unglück: Die Lebenswege der Menschen sind verschieden, und nicht Jeder erreicht Das, was ihm an der Wiege vorgesungen wurde, in späteren Jahren; aber auch das Umgekehrte lehrt die tägliche Erfahrung! Und so kann sich Jeder leicht Beispiele suchen, daß dienende Verhältnisse im Laufe der Jahre sich umgewandelt haben in Wohlstand und Unabhängigkeit, in helle Freude und Familienglück!“

Der Geistersee.

Original-Novelle von Gustav Böker.
(18. Fortsetzung.)

Die Gemüthsstimmung griff immer weiter um sich, gleich einer fressenden Krankheit. Mit seinem wiedererwachten Schaffensdrange regte sich auch der Ehrgeiz in ihm. In dieser Stadt kannte und betrachtete man ihn nur als Zeichenlehrer. Die Leute sollten aber wissen, was er konnte und was er einst geleistet. Er fing an, von den Bildern zu sprechen, die er gemalt hatte, und merkte doch, daß ihm Niemand glaubte, Niemand ihm etwas besonderes zutraute, ja, daß er sogar in den Geruch eines Prahlers kam und man sich endlich lächelnd zuflüsterete, er leide an „Größenwahn“. Das verbitterte ihn nur noch mehr. Man verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen und so sollte die Gesellschaft fühlen, daß er sie verachtete. Zuerst überwarf er sich mit seinen Kollegen von der Gewerbeschule, die er für pedantische Schulmeister erklärte, dann empörte er sich gegen das Joch der Unterordnung, dem er sich sonst gelassen gefügt hatte, und machte dem Vorstande der Anstalt Opposition.

Zuletzt ward ihm die ganze Stadt verhaßt, die für eine Künstlerseele weder Auegung noch Verständnis besaß; er schimpfte über ihren Schmutz und Rauch, spottete über die Verkehrtheit ihrer Einrichtungen, über die Architektur ihrer öffentlichen Gebäude, zog schonungslos über die Einseitigkeit des Fabrikantenstandes her und sprach von erbärmlichen Krämerseelen. Er fand auch bald einige Gesinnungsgenossen, die ebenfalls zu den negativen Geistern gehörten und mit der Gesellschaft in beständiger Fehde lebten, aber nicht, weil sie die Kraft eines mächtigen Genius in sich fühlten, dessen gefesselte Schwingen vergebens nach dem freien Aether strebten, sondern weil sie in dem durchbohrenden Gefühl ihrer Ohnmacht, Unbedeutendheit und Unfähigkeit den Erfolg und das Verdienst an anderen nicht zu ertragen vermochten. Mit zerfleischendem Spott fielen sie über alles her und dieser Ton wie die Gefährlichkeit ihres von allen gemiedenen

Umganges war es, von dem sich Heinrich in seiner verbitterten Gemüthsstimmung, in seiner gesellschaftlichen Isolirtheit so angezogen fand, daß er ihrem verderblichen Einflusse immer mehr verfiel und endlich sogar an ihren wüsten Kneipgelagen theilnahm.

Klairisse litt unter dieser traurigen Wendung furchtbar. Ihre sanften Bitten und Vorstellungen fruchteten nichts. Heinrich glaubte, es sei ihr Hauptkummer, daß sich auch von ihr Alles zurückzog, er glaubte zu ahnen, daß sie der Welt Recht gäbe, die sich so schwer an ihm verging. Er miß Klairisse, weil er Auseinandersetzungen scheute. Er fürchtete, von ihr den Vorwurf zu hören, daß alles so gekommen sei, wie sie es ihm bei seiner Liebeswerbung vorausgesagt hatte und wollte ihr den traurigen Triumph nicht gönnen, daß sie mit ihrer Auslegung des Märchens vom Geistersee recht gehabt und er mit seinem Beweise des Gegentheils schmachlich Bankrott gemacht habe!

So konnte es geschehen, daß Glück und Zufriedenheit aus der einst so traulichen Heimstätte des jungen Ehepaars wichen und die Blumen vor den Fenstern verwelkten, wie Freude und Hoffnung in dem schwergebeugten Herzen der unglücklichen Frau dahingewelkt waren.

Oft trat der Gedanke an Klairisse heran, ob nicht Heinrich mit Leopoldine Nothenhaag glücklicher geworden wäre. Sie fühlte sich darin nur bestärkt, als sie erfuhr, daß Leopoldine nach kurzer Ehe sich von ihrem Gatten wieder getrennt hatte.

Ein Mann, dessen größter Vorzug sein Reichthum war, hatte der geistigen Ueberlegenheit jenes Weibes unmöglich genügen können. Leopoldines leidenschaftlicher Natur hätte Heinrich eine ebenbürtige Nachfülle des Charakters entgegenzusetzen gehabt, welche in ihrer edleren Veranlagung vielleicht zu Leopoldines Läuterung geführt haben würde, und sein strebender Ehrgeiz hätte an ihrer Seite die Förderung und Befriedigung gefunden, die das Lebenselement seiner Künstlerseele bildeten.

Wie schwer Klairisse sich hierin täuschte, wie sehr sie die Liebe ihres Gatten unterschätzte, wird sich aus dem Verlauf dieser Erzählung ergeben.

Das öde Einerlei unserer Fabrikstadt sollte plötzlich einen willkommenen Wechsel erfahren, wenn auch nur sehr vorübergehend.

Vor dem Thore draußen wurde auf einem geeigneten Plage aus Pfählen, Balken und Brettern ein Rundbau aufgeführt, dessen nach der Mitte spitz zulaufendes Dach eine Flaggenstange krönte. Im Innern des geräumigen Bretterbaues wurde eine Reitbahn angelegt, rings um dieselbe erhoben sich, amphitheatralisch aufsteigend, die Sitze für eine zahlreiche Zuschauermenge und zwei mit dem Ganzen verbundene Seitenbauten bildeten Stallungen für Pferde und Garderobenräume für ein Künstlerpersonal.

Alt und Jung erwartete mit Ungeduld die Vollendung des Circus, in dem eine längst angekündigte amerikanische Kunsttiergefellschaft Vorstellungen geben wollte.

Endlich war alles zum Empfange der seltenen Gäste bereit und an demselben Tage, wo sich an dem Außenbau eine Leinwand mit der Kiefeninschrift: „Circus Grant“ entrollte und an dem Flaggenstoc das amerikanische Sternbanner emporflog, trafen die zwei- und vierfüßigen Künstler mittelst des unvermeidlichen „Extrazugs“ ein, um Abends die Reihe der Vorstellungen unter zahlreichem Zubrange des Publikums zu eröffnen.

Auch Heinrich befand sich mit Klairisse unter den Zuschauern und ließ sich von den Bravourstücken der phantastisch kostümirten Reiter und Reiterinnen, von den Späßen der Clowns und den Gliederverrenkungen des Kaufschulmannes unterhalten und zerstreuen. Endlich erschien Mr. Grant, der Direktor der Gesellschaft, selbst in der Parade und führte einen seiner arabischen Flegste als Schulpferd vor.

In schwarzem Frack, Hut, weißen Reithosen und hohen bespornten Stiefeln sah er wie angezogen auf dem edlen, schneeweißen Thiere, das dem leisesten Drucke der Schenkel, der unmerkbarsten Bewegung der Reitgerte gehorchte, und erregte in viel höherem Grade, als alle vorangegangenen Paforceproduktionen, die Bewunderung der Kenner und das Entzücken der Damenwelt.

Das letztere galt ungetheilt der blendenden Erscheinung des Reiters, der im blühendsten Mannesalter stand. Seine tabellos schön gestaltete Gestalt mit den geschmeidigen Gliedern wurde durch die kühne Sicherheit und die Eleganz der Haltung nur noch mehr gehoben; sein Antlitz zeigte regelmäßige Züge, denen das Feuer der blühenden Augen, die schön gewölbten, dichten Brauen und der feste schwarze Schnurrbart einen pikanten Reiz verliehen.

Als er für den seinen Leistungen zu theil gewordenen rauschenden Beifall dankend, grazids seinen Hut zog, entbüllte sich eine üppige Fülle kurz gelockten, rabenschwarzen Haares. Der schöne Kunstreiter elektrisirte, wie schon gesagt, die Damenwelt. Seltsam war der Eindruck, den er auf Klairisse hervorbrachte. Da war nichts von jenem unbesangenen, entzückten Lächeln, das rings die hübschen Mädchen- und Frauengesichter belebte, nichts von einem beredten, überfließenden Lobe des bewunderungswürdigen Reitkünstlers. — Heinrich hatte es genau beobachtet: gleich das erste Erscheinen des Reiters hatte seine Gattin geradezu wie ein Pfeil berührt; ihrer Umgebung ganz vergehend, folgte sie ihm eine Weile mit unverwandtem Auge, um sich dann stumm und bleich in ihren Sitz zurückzulehnen.

Heinrich traute seinen Augen nicht. Er fragte sie, ob ihr etwa unwohl geworden sei. Sie bejahte und verließ mit ihm den Circus. Heinrich hatte sich durch diese Antwort förmlich erleichtert gefühlt. Es war also nur ein Unwohlsein, nicht schlimmeres! Was hätte es wohl sein können? Eine plötzlich erwachte, glühende Leidenschaft etwa für den schönen Kunstreiter? So hatte es allerdings ausgesehen, — aber das war ja nicht möglich, das widersprach ihrer leidenschaftslosen Natur. Von seinem Weibe verrathen zu sein, das wäre das letzte gewesen, was sich Heinrich träumen ließ, denn so unglücklich er sich fühlte, so glaubte er doch die ganze Liebe und Hingebung seiner Gattin zu besitzen.

Und dennoch konnte er sich nicht verhehlen, daß seit jener Stunde eine Veränderung mit Klairisse vorgegangen war. Er sah sie gedankenvoller als sonst, und ein anderer Gegenstand, als der gewohnte Kummer, schien es zu sein, der ihre Seele beschäftigte.

Simmer wieder trat ihm jener im Circus beobachtete Moment vor die Erinnerung. War es nicht wie ein dämonischer Zauber über sie gekommen? Und war der Kunstreiter nicht wirklich ein beständig schöner Mann? Und dennoch kannte Heinrich die Tugend seines Weibes, kannte er die reine Innigkeit ihrer Liebe! Wie oft hatte sich ihre Unempfindlichkeit gegen andere Männer schon erprobt! Er hatte Klairisse schon früher in der Residenz im Verkehr mit Lieblingen der Damenwelt gesehen, die es an pikantem Reiz mit diesem amerikanischen Circusbesitzer mindestens aufnehmen konnten und ihr doch nichts von ihrer ruhigen Würde zu rauben vermochten. In solchem Sturmrausch war Klairisses Herz nicht zu gewinnen; sie prüfte tiefer, als nur auf die bestechenden Effekte der äußeren Erscheinung. Dem Eindruck des Augenblicks erlag sie nicht, wenn ihm nicht eine edlere Würdigung vorausgegangen war. Konnte dies aber hier nicht der Fall sein? Wenn Heinrich sich von diesem Gesichtspunkte aus jenen auffallenden Vorgang im Circus ganz genau vergegenwärtigte, so trug derselbe allerdings alle Kennzeichen eines unterhofften plötzlichen Wiedersehens an sich.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Elberfeld. Vor Kurzem fiel hier ein Wirth folgendem Betrug zum Opfer. In einem hiesigen Hotel meldete sich am Montag ein „Handlungsreisender Kugelmann“ für den nächsten Tag an. Am Dienstag erhielt der Fremde eine Geldsendung mit 850 Mark aus Böhwinkel und mehrere Briefe aus anderen Orten. Gestern begann Kugelmann einen Geldbrief mit 1450 Mark nach Erfurt zurecht zu machen; zu diesem Gelde fehlten ihm jedoch 650 M. Er bat deshalb den Hotelier, ihm für Silbergeld, das in einem großen Wertpäckete auf dem Sopha lag, das fehlende Papiergeld zu beschaffen. Der eingegangene Geldbrief und das Geldpäckete ließen bei dem Hotelier nicht den geringsten Argwohn aufkommen; er brachte 650 Mark in Papier. Der Fremde verließ den Brief und schickte diesen mit dem Keller zur Post. Hierauf sollte der Hotelier das Silbergeld erhalten. Das Geldpäckete war jedoch fest zugemacht und mußte zu dessen Aufzurren ein Messer herbeigeschafft werden. Der nach demselben abgeschickte Bote ließ jedoch zu lange auf sich warten; der Reisende ging deshalb selbst nach dem Messer, überließ das Geldpäckete und sein Gepäc dem im Zimmer wartenden Wirth und — verschwand aus dem Hotel. Der Hotelier begann nach einigem Warten besorgt zu werden und suchte den Fremden; gleichzeitig wurde auch die Polizei herbeigerufen. Der Fremde blieb verschollen. Die amtliche Eröffnung des Päcketes ergab das Auffinden von — Diebstahls, in dem zurückgeholtene Geldbriefe lagen werthlose Papiere. Der Reisende ist ein Mensch von ungefähr 22 Jahren.

— Die fatalen Eisenstangen vor den Fenstern der preussischen Eisenbahnwagen dritter Classe, deren sich früher nur die Wagenfenster vierter Classe zu erfreuen hatten, sind wie aus Berlin gemeldet wird, dort endlich verschwunden. Seit einigen Tagen verkehren auf den Strecken der Vorortzüge zc. nur noch solche Durchgangswagen dritter Classe, deren Fenster frei sind von den ominösen „Halbseilen“. Statt dessen prangt oberhalb der Wagenfenster auf weißem Blechschildern die deutliche Inschrift: „Nicht hinauslehnen!“ Wer diese Warnung in der Folge übersieht, hat sich die Konsequenzen natürlich selbst zuzuschreiben. Ferner ist an Stelle der Eisenstäbe noch eine fernere Sicherheitsmaßregel in jenen Wagen vorgenommen worden: am unteren Rande der Fensterrahmen sind halbrunde Holzstücke befestigt, welche — besonders kleinere und dickleibige Fahrgäste — am übermäßigen Hinauslehnen verhindern, größere Passagiere wird solch' Tischchen bei dem Experiment kaum geniren. Es bietet aber gleichzeitig auch die Annehmlichkeit, daß man während der Fahrt etwas darauf stellen, auch die Ellenbogen darauf stützen kann; besonders dankbar werden aber enragirte Coupé-Stat-Spieler diese Neuerung begrüßen. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die Tischchen im Falle der Noth dem durch das Fenster sich rettenden einen willkommenen Stützpunkt gewähren werden. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß die Eisenbahndirection auch ihrerseits aus dem Eisenbahnunglück von Wannsee eine gute Lehre gezogen hat.